

UNIVERSALITÄT — MIT RECHT AUF DIFFERENZ: WISSENSCHAFTEN IM INTERKULTURELLEN DIALOG

Eröffnungsvortrag
Jahresversammlung 2016 der Leopoldina
Halle, 23. Sept. 2016

Otfried Höffe,
sekretariat.hoeffe@uni-tuebingen.de

Nach einem verbreiteten Verständnis herrscht in den heutigen Wissenschaften eine Einbahnstraße vor: Von der Mathematik und Informatik über die Naturwissenschaften und Medizin bis zu den Wirtschafts-, Sozial- und Technikwissenschaften entstamme die moderne Wissenschaft exklusiv dem Westen und breite sich, ohne Anregungen aus anderen Kulturen, über die ganze Erde aus. Träfe dieses Verständnis zu, so wäre die Lage, da gibt es nicht zu beschönigen, desaströs. Denn politisch betrachtet herrschte eine Hegemonie des Westens vor, also die Fortsetzung eines Imperialismus und Kolonialismus, nur mit subtileren Methoden durchgeführt. Auf nichtwestlicher Seite würde Unterwerfung verlangt, zugleich ein Ressentiment provoziert, und in wissenschaftlicher Hinsicht würden, weil man ein Vorbild lediglich kopieren kann, Eigenarten, folglich Originalität und Kreativität unterdrückt. Brauchen folglich die Wissenschaften, was andernorts längst üblich geworden ist, eine Dekolonisierung?

Richtig ist, daß die Begriffe, Argumente und Methoden, auch Theorien der heutigen Wissenschaften zu einem überwältigenden Teil der westlichen Moderne entstammen. Aber, müssen wir fragen: Gibt es nicht auch außerwestliche Einflüsse? Und vor allem: Belegt die westliche Herkunft, wenn sie überhaupt zutrifft, das verbreitete Verständnis; beweist sie, daß die modernen Wissenschaften nicht etwa bloß in mancher historischen Hinsicht, sondern auch ihrem Wesen nach westlich sind? Mein Titel kündigt Widerspruch, sogar einen doppelten Widerspruch an. Erstens, erklärt der Titel, zeichnen sich die Wissenschaften durch das Gegenteil einer geographisch definierten Partikularität, nämlich durch Universalität aus. Zweitens gewähren sie trotz ihres universalen Charakters und innerhalb ihrer Universalität ein Recht auf Differenz.

Die Differenz wird vermutlich ein Großteil der folgenden Vorträge behandeln. Ich beginne mit universalen Elementen, die — so meine weitere These — aus sich heraus

den interkulturellen Dialog der Wissenschaften profilieren. Da der Dialog gründlich und methodisch durchzuführen ist, kann er auch "Diskurs" heißen. Ob interkultureller Dialog oder interkultureller Diskurs genannt — ich will ihn in Form von zwölf Bausteinen skizzieren, die ich in fünf Argumentationsschritten entwickle.

I. Natürliche Wißbegier

Der Widerspruch gegen die Ansicht, die modernen Wissenschaften seien ihrem Wesen nach westlich, erheben schon westliche Wissenschaftler. Eine der wirkungsmächtigsten Schriften des Abendlandes, Aristoteles' *Metaphysik*, beginnt nicht mit einer fragwürdigen Spekulation, sondern mit den Worten *Pantes anthrōpoi tou eidenai oregontai phusei*. Darin sehe ich für den interkulturellen Wissenschaftsdiskurs den *ersten Baustein*: "Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen."

Von einem professionellen Liebhaber der Weisheit, einem Philosophen, wird man dieses Lob erwarten. Aristoteles behauptet die Wißbegier aber für alle Menschen und führt als Grund ein empirisches Argument an: Bei so gut wie allen Menschen beobachten wir eine Freude an Sinneswahrnehmungen, einen Augen- und Ohren-, auch Gaumenschmaus, den überdies viele Menschen ohne jeden Nutzen rein für sich genießen. Der Wißbegier dürfen sich also nicht erst die Wissenschaftler rühmen, sie gehört vielmehr zur *Conditio humana*. Dagegen, gegen die Wißbegier als ein humanes Universale, gegen unseren ersten Baustein für den interkulturellen Diskurs, droht allerdings der Einwand: "What is universalism for the West, is imperialism for the rest." Diesen Einwand will ich mit zwei Argumenten entkräften.

Mein erstes Argument ist systematischer Natur: Aristoteles' Universalitätsanspruch ist so bescheiden, daß es hier keiner Dekolonisierung bedarf. Er erstreckt sich nämlich nicht auf Elemente, die man am ehesten als hege-

monial betrachten könnte, auf Methoden, Begriffe und Theorien. Aristoteles hebt vielmehr auf die Antriebskraft ab, die jedweder Wissenschaft zugrunde liegt: der modernen nicht anders als der vormodernen, einer westlichen wie einer östlichen, einer Natur- oder einer Geisteswissenschaft. (Zur Geschichte der Neugier. Manguel 2016.)

Dieser Sachverhalt führt zu einem *zweiten Baustein* des interkulturellen Wissenschaftsdiskurses: Von ihrer *letzten* Antriebskraft her, der *Wißbegier*, gehören die *Wissenschaften nicht zum Westen, vielmehr bilden sie eine epistemische Allmende der gesamten Menschheit*. Diese nimmt das gemeinsame Eigentum auch längst in Anspruch. Weil den heutigen Forschern die Wißbegier selbstverständlich ist, sind sie allerorten Migranten. Sie kommen aus aller Welt, gehen in alle Welt und für ihre Freude, Neues zu lernen, entwickeln sie einen detektivischen Spürsinn, der sich erst dann zufrieden gibt, wenn er herausgefunden hat, warum etwas sich genau so und nicht anders verhält. Im Vorübergehen gebe ich einen einzigen Beleg: Wegen ihrer universalen Gültigkeit kooperieren die Wissenschaftler über Landesgrenzen hinaus, beispielsweise schicken Radiologen von US-Kliniken ihre CT-Scans zur Auswertung an Ärzte in Indien. Bei entsprechenden Themen verdient man sogar, wie der Laudator des hochrenommierten israelischen Wolf-Preises über die geehrte Kardiologin sagte: "Ihre Neugier rettet Leben."

II. Interkulturelle Neugier

Jeder interkulturelle Dialog lebt aus dem Interesse auf andere Kulturen, gesteigert durch die Bereitschaft, Andersartigkeiten nicht bloß von den eigenen Maßstäben aus zu beurteilen, sie vielmehr in ihrem Eigenrecht und Eigenwert anzuerkennen. Das Zusammenspiel beider Elemente, der Interessen mit der Bereitschaft, heiße "interkulturelle Neugier". Mit ihrer Hilfe finden wir, mein nächstes, jetzt empirisches Argument, in zwei

nichtwestlichen Kulturen die von Aristoteles behauptete Wißbegier bestätigt:

Im konfuzianischen Denken, dem ersten Beispiel, also in China und dessen Nachbarstaaten Vietnam, Korea und Japan, spielt das Lernen eine herausragende Rolle. Die *Gespräche (Lun-yu)* des Meisters Kung, den wir latinisiert als Konfuzius kennen, beginnen mit der Maxime: "Lernen und fortwährend einüben — das ist doch eine wahre Freude!" Einen weiteren Beleg bietet die frühneuzeitliche Synthese des Neo-Konfuzianismus durch Zhu Xi (gelesen Dschu Shi). Dessen Stufen der Selbstkultivierung beginnen nämlich mit der "Untersuchung der Dinge" und der "Erweiterung des Wissens" (s. Wing-Tsit Chan, 84 ff.). Ein dritter Beleg bietet das Buch *Xunzi*, denn sogleich das erste Kapitel trägt die Überschrift "Aufforderung zum Lernen". Einige der aus der konfuzianischen Wißbegier folgenden Leistungen kennen wir: Lange vor dem Westen erfinden die Chinesen das Papier, den Buchdruck, den Kompaß und das Schießpulver.

Für mein zweites interkulturelles Beispiel wandern wir in die damalige Hauptstadt der arabischen Welt, nach Bagdad. Hier gründet im Jahr 830 der Kalif al-Ma'mun, ein Sohn Harun al-Raschids, *bait-al-hikma*, das "Haus der Gelehrsamkeit". Mehrheitlich über syrische Übersetzungen vermittelt erschließt es nach und nach sowohl das philosophische als auch das mathematische, astronomische und vor allem medizinische Schrifttum der Griechen.

Diese weit ausgreifende Übersetzungswelle bestätigt nicht bloß die beiden ersten Bausteine, die allgemeinemenschliche Wißbegier und den allgemeinemenschlichen Besitz. Zusammen mit dem Blick nach China beläuft sie sich auch auf einen *dritten Baustein: Zur natürlichen Wißbegier kommt die interkulturelle Neugier, die Wißbegier auf das Andere und das Fremde, hinzu*. Der dafür erforderliche Lernprozeß kann zunächst einseitig, als ein Nehmen ohne ein Geben, stattfinden,

ohne deshalb den Nehmenden, den Empfänger, zu irritieren. Im Gegenteil bringt dank der Übersetzungsakademie ein herausragender Denker des islamischen Kulturkreises, Abū-Nasr al-Fārābī (ca. 870-950 n. Chr.), einer überragenden Gestalt der griechischen Wissenschaften, Aristoteles, eine so hohe Wertschätzung entgegen, daß er ihn schlicht "den" Philosophen nennt.

Nach einiger Zeit freilich, sobald die rezipierende Kultur "ihre Lektion gelernt hat", schlägt das bloße Nehmen in ein bereicherndes Geben um: Wegen der bald führenden persisch-arabischen Medizin sind westliche Herrscher lebensklug genug, sich nicht mit den Badern ihrer Kultur zu begnügen, sondern islamische Ärzte zu Rate zu ziehen.

Ein weiterer Beleg für interkulturelle Wechselseitigkeit: Die Mathematik der Gleichungen trägt einen Namen, Algebra, der auf das arabische Wort al-ġabar zurückgeht. Dieses wiederum ist dem Titel eines arabischen Lehrbuches des neunten Jahrhunderts entnommen und beweist für einen weiteren Bereich, die Mathematik, die damals führende Rolle der persisch-arabischen Kultur.*

Ein anderes Beispiel geben vorher die Griechen ab, denn sie rezipieren ägyptische und babylonische Mathematik, die sie dann, etwa durch Pythagoras, Euklid und Archimedes, kräftig bereichern. Sie kennen allerdings die Zahl Null noch nicht als eine ungebundene, abstrakte Einheit. "Natürlich" wissen sie, daß dem, der von 10 Drachmen zehn ausgibt, null Drachmen übrigbleiben. Aber die ungebundene Null, die Null ohne die Verbindung mit Drachmen, Gütern oder Personen, ist ihnen unbekannt. Vermutlich ein Inder, der Astronom Brahmagupta, behandelt

* Al-Chwarizmi's Werk trägt den Titel: "Die Lehre von den Wiederherstellungen und Vergleichen", denn *ġabara* bedeutet im Arabischen "einrenken, wiederherstellen". Gemeint ist, daß in einer Gleichung ein negativer Wert dadurch positiv wird, daß man ihn auf die andere Seite bringt.

als erstes die Null als abstrakte Einheit, mit der man innerhalb des Zehnersystems große Zahlen darstellen kann. Diese kulturabhängige Leistung hat aber keine kulturabhängige Gültigkeit zur Folge, unser *vierter Baustein*: *Aus der kulturspezifischen Herkunft einer wissenschaftlichen Einsicht folgt nicht deren kulturspezifische Gültigkeit.*

Eine mit der Null als abstrakter Einheit operierende Zahlentheorie kann man nämlich schwerlich als indisch, arabisch oder westlich qualifizieren. Aus diesem Grund wird sie sowohl von Chinesen als auch von Persern, danach Arabern übernommen, gelangt von denen aus ins Abendland und erinnert mit dem Fremdwort für die Null, "Ziffer", an den arabischen Mittlerdienst, denn im Arabischen bedeutet *sifr* "Null", eigentlich "leer".

III. Im Anderen sich selbst wiederfinden

Den Kern dieses Beispiels, die Integration der Null in die Zahlenlehre, darf man verallgemeinern: Die interkulturelle Neugier prüft das Fremde auf seine Fähigkeit hin, sich in das Eigene einbauen zu lassen. Falls nicht, wird es auf seine etwaige Überlegenheit geprüft und, wenn diese zutrifft, in längeren, oft schmerzlichen Lernprozessen zulasten des Bisherigen übernommen. Zeigt sich jedoch keine Überlegenheit, so mag das Fremde als exotische Alternative stehen bleiben, so die römischen, noch deutlicher die griechischen Zahlzeichen neben den arabischen, dem Ursprung nach aber indischen Zahlzeichen. In Musik, Malerei und Architektur wird das Exotische gelegentlich bewundert, in den Wissenschaften hingegen in der Regel bestenfalls belächelt.

Die bisherigen Beobachtungen drängen drei weitere Bausteine auf: ein Kriterium, einen Beitrag zur Begriffsklärung und eine Einstellung. Als erstes, *Baustein Nr. 5*, darf dies als Lackmuster oder Kriterium gelten: *Ein interkultureller Diskurs heißt vor allem diejenigen Methoden und Einsichten will-*

kommen, in denen sich viele Wissenschaftskulturen wiederfinden. Obwohl die These der menschlichen Wißbegier vom Griechen Aristoteles formuliert, obwohl die Zahl als abstrakte Einheit erstmals vom Inder Brahmagupta verwendet wird und obwohl die in Bagdad übersetzten Wissenschaften von den Griechen stammen, können die rezipierenden Wissenschaftskulturen diese Elemente problemlos anerkennen.

Im Vorübergehen, beim Blick auf den Weg der Null als abstrakte Zahl von Indien über Persien und Arabien ins Abendland, lernen wir etwas zur Reichweite unseres Gegenstandes, mein *Baustein Nr. 6*: *Interkulturelle Diskurse sind nicht bloß synchron, innerhalb derselben Epoche, zu führen, sondern auch diachron, durch verschiedene Zeiten hindurch.*

Ob synchron oder diachron vorgenommen — *um die interkulturelle Neugier zu praktizieren, muß man sich*, mein *Baustein Nr. 7*, *einem wissensbezogenen, epistemischen Ethnozentrismus widersetzen.* Weder versperrt sich die interkulturelle Neugier anderen Wissenschaftskulturen noch schätzt sie deren Wert, weil lediglich von den eigenen Standards aus urteilend, als defizient ein. Vielmehr pflegt sie, was bei einem Vorbild interkultureller Neugier, bei Immanuel Kant, zum *sensus communis*, zur Idee eines gemeinschaftlichen Sinns, gehört (*Kritik der Urteilskraft*, § 40): Man klammert probeweise seine epistemischen Sonderbedingungen ein und versucht, an der Stelle jeder anderen Wissenschaftskultur zu denken. Dieser Respekt des Anderen schließt freilich Aufklärung, hier als Befreiung von Vorurteilen, nicht aus. Keinesfalls soll man Vorurteile anerkennen, wohl aber sich hüten, jede abweichende Ansicht als ein Vorurteil zu disqualifizieren.

IV. Ist die moderne Wissenschaft ihrem Wesen nach westlich?

In jenen interkulturellen Diskursen, die wir schon des längeren führen, in Moral- und in Rechtsdiskursen, hat sich eine *Faustregel*

bewährt, die ich für unseren interkulturellen Diskurs als *Baustein Nr. 8* vorschlage: *Das, was die eigene Kultur nachdrücklich hochschätzt, pflegen auch andere Kulturen hochzuschätzen, was sie dagegen ablehnt, stößt auch andernorts auf Widerstand.*

Ein Beleg: In so gut wie allen Kulturen werden Rechtschaffenheit, Hilfsbereitschaft und Tapferkeit bzw. Zivilcourage hochgeschätzt und werden bei Gerichtsprozessen Verfahrensprinzipien anerkannt wie zum Beispiel, niemand dürfe Richter in eigener Sache sein, und: man höre auch die andere Seite. Den Grundsatz der Wechselseitigkeit, die Goldene Regel, vertreten sowohl der Mathematiker und Philosoph Thales als auch die chinesischen Denker Konfuzius und Lao Zi, ferner der islamische Denker al-Gazzālī, das Alte und das Neue Testament; nicht zuletzt taucht die Goldene Regel im indischen Nationalepos *Mahabharata* auf. Ich erlaube mir, hier von einem Weltmoral- und Weltrechtserbe zu sprechen. Die genannten Prinzipien sind jedenfalls nicht spezifisch westlich.*

Ähnlich ist auch in den Wissenschaften mit gewissen interkulturell gültigen Gemeinsamkeiten zu rechnen. Von ihrem Wesen her darf man erwarten, was der Blick auf Konfuzius und al-Fārābī bestätigt: Aufseiten der Wertschätzung findet sich die natürliche Wißbegier mitsamt der interkulturellen Neugier. Realisiert wird diese Wißbegier durch jene methodische Suche nach Ursachen, Gründen und Gesetzmäßigkeiten, die eine Objektivität, zumindest eine Überprüfbarkeit erlaubt, mit der glücklichen Folge, daß die Wissenschaften lehr- und lernbar sind.

Der Blick auf Konfuzius und al-Fārābī zeigt weiterhin, daß die interkulturelle Neugier nicht notwendig auf Unterschiede stößt.

Als ein Diskurs praktiziert, also noch einmal: als eine vorurteilslose Debatte über Grundlagen, ist die Neugier ergebnisoffen, daher bereit, ebenso Gemeinsamkeiten zu entdecken. Für diese Bereitschaft führe ich zwei Stimmen an, je eine aus den Geistes- und aus den Naturwissenschaften. Beide mahnen gegen die Erwartung zur Vorsicht, im interkulturellen Dialog stoße man vornehmlich auf Differenzen.

In den Jahren 2014–2016 feiert die gelehrte Welt nicht nur Aristoteles 2.400ten Geburtstag, sondern auch die Geburt einer neuen Gattung des politischen Denkens: Vor 500 Jahren erscheint Thomas Morus' Reiseroman von der Insel Utopia. Erstaunlicherweise ist man dort ohne Kenntnis des damaligen epistemischen Vorbildes, der antiken Wissenschaft, in drei Bereichen, in der Musik, der Dialektik, sprich: Argumentationskunst, und der Mathematik, zu den etwa gleichen Einsichten gelangt. Darin tritt ein von kulturellen Unterschieden unabhängiges, mithin universalistisches Verständnis von Wissenschaft zutage: Wer die allgemeinmenschliche Wißbegier pflegt, kommt auf Dauer zu denselben Ergebnissen: Wissenschaftliche Gehalte sind zu einem erheblichen Teil kulturenübergreifend dieselben.

Diese These bekräftigt eine zweite, jetzt naturwissenschaftliche Stimme. Nach Max Planck kennt die Wissenschaft keine Landesgrenzen, denn ihre Grenze ist lediglich die Grenze menschlicher Erkenntnis (1923...).

Die Frage, ob sich dagegen Einwände erheben, wird uns die Jahresversammlung beantworten. Dabei ist, wie in den Wissenschaften üblich, nicht mit einer homogenen Antwort zu rechnen. Trotzdem bin ich so unvorsichtig, schon jetzt, also vorab einige Überlegungen anzustellen, die ich, denn doch vorsichtig, "Vermutungen" nenne. Ich beginne mit dem Elementarsten, den veritablen *radices*, den Wurzeln, und arbeite mich nach und nach zum weniger Elementaren vor.

* Zu interkulturellen Rechtsdiskursen s. meine Versuche: Höffe 1998 und 1999; zum Weltmoralerbe s. Höffe 2015.

Die erste, motivationale Wurzel, die all-gemeinmenschliche Wißbegier, ist schon genannt: Ohne Neugier sind keine Wissenschaften, ohne interkulturelle Neugier keine interkulturellen Diskurse denkbar.

Ähnlich verhält es sich mit allgemeinen Denkprinzipien wie dem Satz vom Widerspruch. Da wir hier kein philosophisches Seminar veranstalten, begnüge ich mich mit einem Hinweis: Schon bei kleinsten epistemischen Leistungen wird der Widerspruchssatz beansprucht, etwa beim Bezeichnen eines Gegenstandes, dies ist ein Stehpult, kein Sessel, oder eines Sachverhaltes, hier findet ein Vortrag, noch keine Pause statt. Der Satz vom Widerspruch ist nichts weniger als eine Bedingung der Möglichkeit von Erkennen, auch Handeln.

Ähnliches gilt für den Umstand, daß Wahrnehmungen sowohl räumlich als auch zeitlich verfaßt sind, ferner, daß ein Wahrnehmen, also eine rezeptive Leistung, noch keine Erkenntnis zustandebringt. Dafür benötigt man auch die aktive Leistung des Verstandes. Für sie legen sich allgemeine Grundbegriffe ("Kategorien") wie Einheit und Vielheit, Ursache und Wirkung, möglich, wirklich und notwendig nahe.

Praktizierenden Wissenschaftlern sind diese Faktoren zu allgemein, daher versuche ich, etwas konkreter zu werden: Ich berufe mich wieder auf die Mathematik, denn sie dürfte das Beispiel einer Wissenschaft abgeben, die Thomas Morus' Gedanken bestätigt. Zugleich widerspricht sie dem Verständnis einer Einbahnstraße: vom Westen in den Osten. Denn die Mathematik wird, historisch betrachtet, in verschiedenen Kulturen unabhängig voneinander erfunden, später, wie angedeutet, in kulturübergreifender Kooperation, auch Konkurrenz fortentwickelt.

Diese Universalität erlaubt Biographien wie die des Mathematikers Srinivasa Ramanujan, wieder eines Inders. Aus Matthew Browns Film "Poesie des Unendlichen" kennen Sie vermutlich dessen phänomenale Be-

gabung: Ein Hafenschreiber, der sich die Mathematik selbst beibringt, stellt, sagen Fachleute, zu Kettenbrüchen und zu unendlichen Zahlenreihen Überlegungen staunenswerter Eleganz an. (Mangels professioneller Beweistechniken finden sie zwar lange Zeit keine, am Ende aber doch die verdiente Anerkennung.) Ramanujans Genieblitze umfassen eine sich selbst genügende Mathematik. Mit seinem Nachweis, daß die kleinste natürliche Zahl, die man auf genau zwei verschiedene Arten als Kubikzahlen schreiben kann, die Zahl 1729 ist, bietet er ein Stück reiner Theorie. Zu Ramanujans Leistungen gehören jedoch auch Beiträge zur Quantenphysik, zur Kristallforschung und zur Bankdatenverschlüsselung, weshalb ich noch einmal verallgemeinere:

Mittlerweile wird in aller Welt in der Mathematik an denselben Themen und Problemen und mit denselben Methoden gearbeitet. Um ihren Universalitätsanspruch zu illustrieren, können Mathematiker ein Gedankenexperiment anstellen: Mittels eines höchstleistungsfähigen Gerätes funke man eine Reihe von Primzahlen ins All. Dann erwartet man nicht etwa von den Primaten unseres Globus, wohl aber von intelligenten Wesen anderer Planeten, daß sie die Fortsetzung der Primzahlreihe zurückfunken. Die vermutlich ein Menschenleben weit übersteigende Wartezeit kontrafaktisch eingeklammert, erwarten die entsprechenden Funker von den innen- oder außergalaktischen Wesen zusätzlich zur selben Mathematik mindestens drei weitere Übereinstimmungen: einmal dieselbe Physik, die den Funkkontakten zugrundeliegt; zum zweiten hinsichtlich der Funkgeräte denselben Kern von Technik; schließlich die Interpretation des Autors der Funkbotschaft: Nicht durch zufällige Konstellationen von Wellen kommt eine Primzahlreihe zustande. Vielmehr verdankt sie sich Wesen, die trotz ihrer uns unbekannteren Anatomie, Physiologie usw. über denselben Kern von Intelligenz verfügen.

Im Gedankenexperiment taucht also eine facettenreiche Universalität auf, die sogar das Menschengeschlecht übersteigt. Diese veritable Universalität verdient einen Ehrennamen, der den Wissenschaften in Zeiten der Globalisierung hochwillkommen ist: In Platons Akademie begann für den Mittelmeerraum, was die neuzeitlichen Akademien zumindest für Europa pflegen und heute exemplarisch die Leopoldina praktiziert: Die Republik der Wissenschaften sprengt alle nationalen Grenzen. Rein als Wissenschaftler betrachtet sind die Wissenschaftler nicht Bürger einer Stadt, eines Landes oder einer Kultur, selbst nicht des Erdkreises, obwohl sie ihn kontingenterweise bevölkern. Sie sind vielmehr, zeigt exemplarisch das Gedankenexperiment mit den Primzahlen, Bürger des alle Staatengrenzen, selbst unseren Globus sprengenden Universums. Wegen seiner Geordnetheit nennen wir dieses Universum Kosmos. Bei der näheren Analyse, werden die Vorträge zeigen, ist zwar mit Überraschungen, Abweichungen und Ausnahmen zu rechnen. Hier halte ich es aber als *neunten Baustein* fest: *Die Wissenschaftler kennen keine Landesgrenzen, denn ihr Metier ist ihrem Wesen nach weder westlich noch östlich, sondern globalisierungsfähig, sogar kosmopolitisch.*

Kosmopoliten, schreibt der deutsche Voltaire, Christoph Martin Wieland (1788, 107): "betrachten alle Völker", ich variere: alle Wissenschaftskulturen, "des Erdbodens als ebenso viele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen anderen vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern".

Die Mathematik zeigt exemplarisch, daß die modernen Wissenschaften zu einem erheblichen Teil ihren Ursprung durchaus in Westeuropa nehmen mögen, sie sind aber keine Geburt aus sich selber. Im Gegenteil verdanken sie sich einer langen Geschichte,

in der viele Eltern, Großeltern und noch ältere Vorfahren auftauchen. Und vermutlich ist sie genau aus diesen zwei Gründen globalisierungsfähig, sogar kosmopolitisch: weil sie im Laufe der Zeit Elemente vieler Kulturen in sich aufnehmen und weil sie allgemeinemenschlichen Interessen zugute kommen.

Die Rede von "westlichen Wissenschaften" ist daher nicht falsch, aber auch nicht richtig, denn sie ist einseitig. Indem sie die weit reichere Geschichte unterschlägt, suggeriert sie einen bloß westlichen Ursprung, was Wissenschaftler des Westens wiederum zu einer kulturellen Überlegenheit extrapolieren könnten. Zwei Umstände mahnen zur Bescheidenheit: Stolz auf Leistungen steht nur denen zu, die sie selbst erbracht haben, also für die Wissenschaften zum überwiegenden Teil jenen bekannten oder anonymen Vorfahren, die nicht ausschließlich aus dem Westen stammen. Diesen Vorfahren gegenüber erscheint nach einem gern zitierten Bild selbst manch große Forscherpersönlichkeit von heute wie ein Zwerg auf der Schulter von Riesen. In meinem Metier wird sich schwerlich jemand mit Platon, Aristoteles oder Kant messen können. Zu den wissenschaftlichen Vorleistungen, zweiter Umstand, kommen wirtschaftliche und rechtliche Vorgaben hinzu. Auch sie, namentlich die Wissenschaftsfreiheit und, trotz berechtigter Klagen, die finanziell gut ausgestatteten Wissenschaftsinstitutionen, verdanken sich zum geringen Teil der heutigen Forschergeneration.

Um der Suggestion einer okzidentalen Selbstgeburt zu entgehen, schlage ich vor, auf den Ausdruck "westliche Wissenschaften" zu verzichten und nach treffenderen, zugleich bescheideneren Bezeichnungen zu suchen. Bis zu einem überzeugenderen Vorschlag kann, auch wer sie für Verlegenheitsausdrücke hält, von "quasi-westlichen" oder von "globalisierungsfähigen", sogar "kosmopolitischen" Wissenschaften sprechen.

Diese Ausdrücke sind keineswegs utopisch, nicht einmal visionär, denn sie treffen

die Wirklichkeit heutiger Forschungseinrichtungen und Wissenschaftsakademien: Ob Cern-Teilchenbeschleuniger, Großobservatorien wie das Alma-Observatorium in Chile oder die Leopoldina — nicht deshalb arbeiten hier Forscher aus allen Ländern zusammen, weil sie sich einer westlichen Hegemonie beugen, sondern weil sie an einem globalisierungsfähigen, längst auch tatsächlich globalisierten Wissenschaftsverständnis teilnehmen.

Blickt man auf die komplexe Herkunft, so ist die einleitend zitierte Metapher der Einbahnstraße zugunsten eines Geflechtes von Straßen, Schienen, Luft- und Wasserwegen zu verabschieden. Noch ein anderes Bild trifft die Wirklichkeit einer global gemeinsamen Unternehmung: Die moderne Wissenschaft ist wie ein Tau, das sich aus vielen Fäden gebildet hat.

Andernorts, in sozialen und politischen Bereichen, mag die kosmopolitische Offenheit Schwierigkeiten bereiten. Die dann praktizierte Abschottung gegeneinander und Mißachtung voneinander fällt Wissenschaftlern dagegen leicht. Denn einem Unternehmen, dessen Antriebskraft in Neugier besteht, ist vom eigenen Wesen her, eben der Wißbegier, jede Ethnozentristik und jeder Provinzialismus zuwider.

Aus diesem Grund, dem den Wissenschaften internen Antiprovinzialismus, sind über die Mathematik hinaus für viele weitere Bereiche universale Elemente zu erwarten. Ebenso wie es kaum eine westliche und eine östliche Analysis oder Topologie gibt, dürfte es in der Physik kaum kulturabhängige Naturgesetze geben. Auch bei den Grundelementen der Informatik, denen der Technik, selbst denen der Geisteswissenschaften, bei ihnen nämlich in der Fähigkeit der Interpretation, zumindest unserer Funkbotschaft, dürften sich universalistische Elemente finden lassen. Weitere, ich sage vorsichtig: Kandidaten für universale Erkenntnisse dürften das periodische System der Elemente und die DNA-Struktur abgeben.

Ohne Frage gibt es unterschiedliche Arten der Problemstellung. Griechen und Araber, sagen Kenner, wollten wissen, wie man geometrische Konstellationen am besten konstruiert, Inder und Chinesen hingegen wie man gewisse Größen darin berechnet. Zweifellos trägt für diese kulturelle Differenz keine der beiden Seiten die Beweislast. Überdies erhalten im Fortgang der Wissenschaftsgeschichte beide Problemstellungen ihren Platz. Spätestens im Zuge der Globalisierung aber koexistieren sie ohne Schwierigkeit neben-, sogar miteinander. Denn die Problemstellungen, vermute ich, werden als sinnvolle Varianten in den einen großen Kosmos der Wissenschaften integriert.

Ohnehin finden sich Unterschiede selbst innerhalb derselben Wissenschaftswelt, sogar zur selben Problematik. Wieder nur ein Beispiel, die Frage, ob eine Scheibe dunkler Materie in unserer Milchstraße für kosmische Einschläge auf die Erde verantwortlich ist. Zu dieser Frage suchen Astronomen, schreibt Lisa Randall 2016, nach einem Beweis für die Existenz einer Scheibe aus dunkler Materie, deren Gravitationswirkung periodisch Kometen auf Bahnen hin zur Erde bringen könnte. Sie als theoretische Physikerin hingegen will wissen, wie umfangreich die Scheibe sein könne, wenn sie noch im Einklang mit allen Beobachtungen stehen soll.

Zu Beginn der Menschheitsgeschichte dürften die Wissenschaften zu praktischen Zwecken betrieben worden sein: die Geometrie für die Feldmessung, die Astronomie für die Einteilung des Jahresverlaufs, die Naturwissenschaften als Grundlage für die Technik, die Medizin, um Kranken und Unfallopfern zu helfen, die Botanik sowohl für die Landwirtschaft als auch für die Kochkunst und für mögliche Heilmittel, nicht zuletzt die Technik für Wohnungs- und Städtebau, für Straßen, Brücken, Wasserleitungen und den bunten Strauß von Geräten.

In diesen Zwecken spiegeln sich allgemeinmenschliche Interessen wieder, weshalb

die entsprechenden Entdeckungen und Erfindungen an verschiedenen Orten unabhängig voneinander gemacht werden können. Nur in Klammern: Die höchstentwickelte Kultur des "Amerika" genannten Kontinents, die der Maya, erreicht in Mathematik, Zeitmessung und Astronomie sowie in Architektur und Städtebau ein bewundernswertes Niveau.

Heute betreibt man die Wissenschaften vornehmlich um ihres Nutzens willen. Selbst von der Grundlagenforschung erwartet man, wie der Name sagt, künftige Anwendung. Dank unserer fortschreitenden Kenntnisse, auch des wachsenden Wohlstandes und einer zunehmend spezialisierten Wissenschaftslandschaft wäre freilich möglich, was Theoria im ursprünglichen Sinn des Wortes meint: eine von jedem Nutzen, selbst von so ehrenwerten humanitären Nutzen wie der Gesundheit oder Zwecken wie der Aufklärung freie Wissenschaft. Theoria heißt eine Forschung aus purer Neugier, eine Wissenschaft, die nichts anderes als "Wissen" will.

Tatsächlich hat das Ideal der Theoria erheblich, glücklicherweise jedoch nicht vollständig an Bedeutung verloren. Niemand erwartet einen medizinischen oder technischen Nutzen von der Lösung der beiden Fermat-Sätze, ebensowenig von der allgemeinen Relativitätstheorie und der Einheit von Relativitäts- und Quantentheorie, ebensowenig von der Erforschung dunkler Materie, ebensowenig von den Theorien zum sogenannten Urknall mitsamt der Frage, wie es denn vorher aussah, und der Karte des Alls von beinahe 1,2 Millionen Galaxien oder der Entzifferung der Maya-Schrift. Abgesehen von der Bewunderung, die man den entsprechenden Forschern zollt, genießen aber ohne Zweifel die anderen Wissenschaften, diejenigen, die Anwendbarkeit versprechen, die höhere Reputation und die größere Finanzierung. Nun meine Frage an unseren interkulturellen Dialog: Bringen nichtokzidentale Kulturen für die Wertschätzung purer Wißbegier mehr Verständnis auf? Oder ist im Gegenteil die pure

Theoria, maßgeblich von Aristoteles propagiert, eine okzidentale Besonderheit?

Zurück zu den unabhängig voneinander gemachten Elementarentdeckungen. Hier kommt es erwartungsgemäß zu kulturspezifischen Ausprägungen. Für eine so basale technische Entdeckung wie das Feuer kennt Ozeanien den Feuerpflug, Australien und Indonesien die Feuersäge, Amerika und Nordasien den Feuerbohrer usw. Diese Unterschiede verlieren aber im Laufe der Zeit insofern an Berechtigung, als wegen der zugrundeliegenden allgemeinmenschlichen Interessen sich auf Dauer kulturunabhängige, folglich global gemeinsame Kriterien durchsetzen. Sie bestehen in der kostengünstigen Herstellbarkeit, in der effizienten Nutzbarkeit und in der Kontrollierbarkeit etwaiger Gefahren. Ich erlaube mir, diese Beobachtung zum *Baustein Nr. 10* zu verallgemeinern: *Unbeschadet einer eventuellen kulturspezifischen Ausprägung fördern diejenigen Wissenschaftskulturen den globalisierungsfähigen, sogar kosmopolitischen Charakter, die sich in den Dienst allgemeinmenschlicher Interessen stellen.*

Zwei Beispiele mögen diese Behauptung illustrieren. Ein erstes Beispiel finde ich bei der chinesischen Elektrochemikerin Yan Yee, die Akkus aus Schilf-Silikaten baut. Daß in Silizium das beste Material für die Anoden moderner Akkus liegt, dürfte auf universal gültige Gegebenheiten zurückgehen. Das Silizium aus Schilf zu gewinnen, einem Material also, das die Menschen seit der Jungsteinzeit zum Isolieren und heute etwa bei Reetdächern verwenden, halte ich für eine kulturelle Besonderheit, die allerdings ihrerseits einen universalen Hintergrund hat: Bei Schilf-Silikaten sind die Moleküle porös angeordnet, was im Endeffekt, wieder ein universales Kriterium, die Akkus leistungsfähiger, länger haltbar und weit kostengünstiger macht (vgl. Karberg 2016, 7).

Ein weiteres Beispiel bietet der Ingenieurwissenschaftler Venkatesan Kanagaraj.

Nach seiner Einschätzung ist es heute kein Problem, gleichmäßige Verkehrsflüsse wie annähernd in Deutschland zu modellieren. In vielen Entwicklungs- und Schwellenländern wie seiner Heimat Indien funktioniert aber der Verkehr anders, nur nach unseren Vorstellungen chaotisch. Die dafür notwendigen Modelle arbeiten, vermute ich, mit einer universalen Mathematik; das zu lösende Problem jedoch, folglich die Lösung selbst ist kulturabhängig, also different (vgl. Humboldt-Kosmos 2016, Nr. 105, S. 9): Deutsche Verkehrsmodelle sind in Indien ebenso zum Scheitern verurteilt wie indische Modelle in Deutschland.

Von den Vorträgen der zwei Tage erhoffe ich mir eine Antwort auf die Frage, ob es in den heutigen Wissenschaften, für die ich purer Amateur bin, also Liebhaber und Laie, ob es in der Mathematik und der Informatik, ob in den Natur- und den Medizinwissenschaften, schließlich ob in den Technikwissenschaften, noch ein höheres Maß an kultureller Differenz zu finden ist.

Bevor Sie ermüden, komme ich zu meinem fünften Argumentationsschritt mit den zwei letzten Bausteinen für den interkulturellen Dialog oder Diskurs:

V. Interkulturelle Neugier als Programm

Erkennt man zumindest probeweise den universalistischen, sogar kosmopolitischen Charakter der Wissenschaft an, so drängt sich die Frage auf, ob dieser Charakter in allen Themenbereichen leicht zu realisieren ist. Einem Mathematiker dürfte der epistemische Vorteil der Null als ungebundener Zahl rasch einleuchten, weshalb er sie ohne jedes Resentiment-Gefühl übernimmt. Allenfalls bedauert er, daß nicht ihm diese Innovation gelungen ist. Ähnlich erkennen ab dem neunten Jahrhundert persische und arabische Denker weithin problemlos das überragende epistemische Potential der Griechen an. Ähnlich nehmen wohlhabende Patienten jener Zeit

die bald größere medizinische Kompetenz persischer und arabischer Ärzte in Anspruch. Ohne Zweifel können wissenschaftsexterne Schwierigkeiten auftauchen. Diese können, wie eventuell bei der Embryonenforschung, rechtlicher oder moralischer Natur sein. Darüber hinaus treten mancherorts "ideologische" Barrieren auf; beispielsweise haben gewisse Weltanschauungen immer noch mit der Evolutionstheorie Schwierigkeiten.

Derart externe Schwierigkeiten lasse ich einmal beiseite. Für den interkulturellen Dialog eindrucksvoller halte ich nämlich Schwierigkeiten, die in den epistemischen Kulturen selber entstehen. Sie treten insbesondere dort auf, wo sich etwa dank wachsenden Erfolges ein Selbstbewußtsein entwickelt, das epistemische Selbstgenügsamkeit: "wir brauchen keine anderen Kulturen", mit der epistemischen Überheblichkeit verbindet: "wir sind ohnehin besser". Diese Gefahr droht in all den Phasen der europäischen, gelegentlich sogar nationalen Wissenschaften, da diese von Erfolg und Kraft geradezu strotzen.

Werfen wir einen Gegenblick auf drei exemplarische Figuren: Mein erstes Beispiel ist weder ein Naturforscher noch ein professioneller Philosoph: Francis Bacon, dieser Prophet der neuzeitlichen Wissenschaft, stellt in seinem Reiseroman *Neu-Atlantis* (1627) die Utopie einer wissenschaftlich-technischen Zivilisation vor. Den Mittelpunkt der Insel bildet das Haus Salomons, ein riesiger Wissenschaftscampus, auf dem im Dienst des menschlichen Wohlergehens in alle nur erdenklichen Richtungen geforscht wird. Zu dieser stationär, vor Ort praktizierten Wißbegier kommt eine gewissermaßen ambulant praktizierte interkulturelle Neugier hinzu. Denn von den neun Ämtern und Diensten, die das Haus Salomons prägen, hat die erste und personell weitaus größte Gruppe, haben die *mercatores lucis*, die Kaufleute des Lichts, keine andere Aufgabe als in andere Länder zu reisen. Dort sollen sie sich die Bücher und Experimentalmuster, also die geistigen,

gegebenenfalls auch materiellen Zeugnisse fremder Entdeckungen und Erfindungen, beschaffen. Lassen wir die rechtliche und moralische Seite, also daß Kaufleute des Lichts wissenschaftliche Spione sind, beiseite, so bleibt dieser epistemische Kern übrig: Auf Bacons *Neu-Atlantis* wird die interkulturelle Neugier zum Programm.

Diesem Programm folgt knapp ein Jahrhundert später, dabei in abgewandelter Form der frühe Ethnologe bzw. Kulturanthropologe Montesquieu. In seinem satirischen Briefroman *Lettres persanes, Perserbriefe* (1721, anonym) widersetzt er sich einer europäischen Selbstüberschätzung. Er stellt nämlich die Mitglieder einer außereuropäischen Kultur, die Perser, als tolerant und weltoffen, dar, fähig, wo erforderlich, sich und andere zu kritisieren. Während sie bereit sind, von Europa, insbesondere deren freieren Stellung der Frau zu lernen, kritisieren sie europäische Sitten, an erster Stelle die vielen Bürgerkriege.

Den Höhepunkt einer nicht bloß proklamierten, sondern selber praktizierten interkulturellen Neugier bildet ein Soziologe, Volkswirtschaftler und Theoretiker der okzidentalen Moderne, Max Weber. In seinem epochalen, aber nicht bis zur Veröffentlichung ausgereiften Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* (1922, postum) verarbeitet er eine überbordende Fülle von historischem Material. Dabei erweist sich Weber als Meister der universalhistorisch unterfütterten soziologischen Analyse: Er argumentiert interkulturell, darüber hinaus interepochal und zusammengekommen wahrhaft global.

Nehmen wir als Beispiel die berühmte Typologie legitimer Herrschaft, denn auf eine maßstabsetzende Weise führt sie beide Einsichten eines interkulturellen Dialogs, Gemeinsamkeit und Differenz, zusammen. In methodischer oder legitimatorischer Hinsicht steht am Anfang die Differenz, nämlich die längst banale Erkenntnis, daß in anderen Ländern andere Sitten herrschen. Auf höherer Allgemeinheitsstufe aber kann

die Andersartigkeit einer Gemeinsamkeit weichen. Max Weber sammelt unterschiedliche Herrschaftsgestalten aus so gut wie allen Kulturen, zu denen er Zugang hat. Dann sucht er Begriffe, die nicht eine Kultur zum Maßstab nehmen, sondern auf eine möglichst kulturenneutrale Weise Gemeinsamkeiten herausstellen. In diesem Sinn glaubt er, einen die Unterschiede relativierenden Begriff der Herrschaft bilden zu können: Er definiert die Herrschaft als Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden (*Wirtschaft und Gesellschaft*, Kap. I, § 16). Für ebenso gemeinsam hält er die drei Idealtypen: die rationale, die traditionale und die charismatische Herrschaft. Different bleiben deren konkrete Erscheinungsformen. Es kommt hier nicht auf die Frage an, ob diese Begriffe bis heute tragfähig sind, obwohl es manch gute Gründe dafür gibt. Entscheidend ist, Max Weber als ein Muster für interkulturelle Neugier anzuerkennen.

Noch in einer zweiten Hinsicht kann Max Weber als ein Muster gelten. Diese Jahresversammlung verpflichtet die derzeit vorherrschende Wissenskultur, eine quasi-westliche, jedenfalls globalisierungsfähige Kultur, zu einem interkulturellen Dialog, mithin zu einer gewissen Bescheidenheit. Es ist aber kaum zu erwarten, daß sie den einleitenden Befund umstürzt. Die "westlich" genannte Wissenskultur hat zweifellos nichtwestliche Quellen; sie wird vermutlich, auch das ist kaum zu bezweifeln, vor allem in selbstbewußten Wissenskulturen eigene Ausprägungen finden. Sie kann aber kaum die Faszination leugnen, die von der quasi-westlichen Wissenskultur ausgeht. Ihre Ausbreitung geschieht nur zu einem geringen Teil durch mehr oder minder subtilen Zwang, zum größeren Teil hingegen erfolgt sei nach dem Vorbild friedlicher Missionierung: "Kommet, und seht!" Mit gebotenen Einschränkungen, die die folgenden Vorträge und Diskussionen vornehmen, läßt sich schwerlich bestreiten,

daß den okzidentalischen Wissenschaften seit längerem ein universalhistorisches Gewicht zukommt.

Die Frage, die sich dabei aufdrängt, warum das so ist, hat Max Weber vor allem für die Wirtschaft und Gesellschaft aufgeworfen und mit dem Begriff der Rationalisierung zu beantworten gesucht. Beide, Frage wie Antwort, eröffnen ein Minenfeld; sie sind heikel; sie verlangen ein interkulturelles Fingerspitzengefühl, denn sie dürfen das Eigenrecht und Eigengewicht anderer Wissenschaftskulturen nicht mißachten. Trotzdem darf man weder die Frage noch die Antwortversuche aus mangelnder Courage übergehen. Mehr als das braucht man in einführenden Überlegungen freilich nicht zu sagen.

Statt dessen arbeite ich einen weiteren Baustein für interkulturelle Diskurse heraus: Wie viele Werke der frühen Neuzeit so erschienen auch Montesquieus Perserbriefe zum Zweck, der Zensur und eventuellen Anfeindung zu entgehen, anonym. Auch andernorts muß die interkulturelle Neugier mit Widerständen, nicht selten sogar Anfeindung rechnen. Im Goldenen Zeitalter der persisch-arabischen Wissenschaft und Philosophie beispielsweise mußten sich führende Denker gegen die islamische Orthodoxie zur Wehr setzen. In derartigen Fällen ist, wie schon angedeutet, der erste Begriff aus Kants berühmter Definition der Aufklärung gefragt: "Habe Mut" mit deinem eigenen Verstand die interkulturelle Neugier zu pflegen. Damit der Mut weder ein trockenes Versichern bleibt noch ins Leere läuft, braucht es, zeigt Max Weber exemplarisch, Kompetenz, heute eventuell die Fähigkeit, mehr als nur anglophone Texte zu lesen. Mein *Baustein Nr. 11* lautet jedenfalls: *Zur Realisierung der interkulturellen Neugier sind Courage und Kompetenz vonnöten.*

Ich schließe meine Einführung mit einer Frage: Bekanntlich suchen die Wissenschaften auf methodischem Weg nach Ursachen, Gründen und Gesetzmäßigkeiten und auf

diese Weise nach wahrer Erkenntnis. Selbst wer den Ausdruck "wahr" für zu anspruchsvoll hält, meint ein Wissen, daß zwar einen bunten Strauß von Themen, Gesichtspunkten und Methoden zuläßt. Wegen seiner Objektivität und Überprüfbarkeit sowie der daraus folgenden Lehr- und Lernbarkeit tendiert es aber eher zur Universalität als zur Differenz. Ob diese Tendenz berechtigt ist, werden wir im Lauf dieser Jahresversammlung erörtern müssen. Mein *zwölfter und letzter Baustein* setzt hier ein Fragezeichen: *Tragen in der Welt der Wissenschaften kulturelle Differenzen die Beweislast?*

Zitierte Literatur

Aristoteles: *Metaphysik*, Erster Halbband: Bücher I (A) — VI (E). Griechisch-Deutsch. Neubearbeitung der Übersetzung von H. Bonitz. Mit Einleitung und Kommentar herausgegeben von H. Seidl. Griechischer Text in der Edition von W. Christ, 4. Auflage, Hamburg 2009.

Aristoteles: *Metaphysik*, Zweiter Halbband: Bücher I (A) — VI (E). Griechisch-Deutsch. Neubearbeitung der Übersetzung von H. Bonitz. Mit Einleitung und Kommentar herausgegeben von H. Seidl. Griechischer Text in der Edition von W. Christ, 3. verbesserte Auflage, Hamburg 1989.

Bacon, Francis: *Neu-Atlantis*, übersetzt von G. Brugge, durchgesehen und neu hrsg. von J. Klein, Stuttgart 2003.

Höffe, O. 1998: *Vernunft und Recht. Bausteine zu einem interkulturellen Rechtsdiskurs*, Frankfurt/M.

- 1999: *Gibt es ein interkulturelles Strafrecht? Ein philosophischer Versuch*, Frankfurt/M.
- (Hrsg.) 2015: *Lesebuch zur Ethik. Philosophische Texte von der Antike zur Gegenwart*, München.

Kant, Immanuel 1790: *Kritik der Urteilkraft*, in: *Gesammelte Schriften*, herausgegeben von der Preußischen Akademie

der Wissenschaften, Berlin 1902 ff., Bd. V, 165–485.

Karberg, Sascha 2016: Wie macht man aus Schilf Batterien, Frau Yu, in: Humboldt kosmos. Forschung — Diplomatie — Internationalität 105/2016, 7.

Konfuzius: Gespräche (Lun-yu), übersetzt und herausgegeben von R. Moritz, Reclam: Stuttgart 1998.

Montesquieu, Charles-Louis de 1721: Lettres persanes, herausgegeben von J. Goldzink, Paris 1989.

Morus, Thomas: Utopia, Lat.-Dt., übersetzt von Gerhard Ritter. Stuttgart, 1964

Randall, Lisa 2016: Dunkle Materie und Dinosaurier. Die erstaunlichen Zusammenhänge des Universums, Frankfurt/ M.

Weber, Max 1922: Wirtschaft und Gesellschaft, in: Max Weber-Gesamtausgabe (MWG). Im Auftrag der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von H. Baier, G. Hübinger, M. R. Lepsius, W. J. Mommsen, W. Schluchter, J. Winckelmann, Tübingen 1984 ff., Bd. 22.

Wieland, Chr. M. 1788: Das Geheimnis des Kosmopolitordens, in: Deutscher Merkur, 3. Viertelj. 1788, S. 97–115, Frankfurt und Leipzig

Chan Wing-Tsit: A Source Book in Chinese Philosophy. Translated and Compiled by Wing-Tsit Chan, Princeton, New Jersey 1969.

Par autoru

Otfrīds Hēfe – *Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult.*, Tībingenes Universitātes emeritētais profesors, Tībingenes Universitātes Politiskās filosofijas pētniecības centra vadītājs. O. Hēfe ir Latvijas Universitātes goda doktors. O. Hēfe ir vairāk kā 40 monogrāfiju autors, latviski izdotas viņa grāmatas “Taisnīgums. Filosofisks ievads” un “Kants un pašdomāšana”.

About the Author

Otfried Höffe – *Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult.*, Director of the Research Centre for Political Philosophy, University of Tübingen. O. Höffe is a Honorary Fellow of the University of Latvia, author of more than 40 monographs.

UNIVERSALITĀTE — AR TIESĪBĀM UZ ATŠĶIRĪGO: ZINĀTNE STARPKULTŪRU DIALOGĀ

Otfrīds Hēfe

sekretariat.hoeffe@uni-tuebingen.de

Kopsavilkums

Ar autora atļauju “LZA Vēstis” publicē Tībingenes Universitātes emeritētā profesora Otrīda Hēfes (*Höffe*) referātu oriģinālvalodā, ar kuru viņš 2016. gada 23. septembrī atklāja Vācijas Nacionālās zinātņu akadēmijas LEOPOLDINA 2016. gada pilnsapulces plenārsēdi. Vērojot un analizējot pēdējā laikā aizvien pieaugošo dažādu kultūru pārstāvju intensīvo migrāciju Eiropā un modelējot tās procesus, arī LEOPOLDINA pilnsapulce tika organizēta kā akadēmiskās sabiedrības reakcija uz sabiedrību satraucošajiem notikumiem un veltīta zinātnes lomas izziņai starpkultūru dialoga risināšanā.

Profesora O. Hēfes referāta pamatsaturs ir izklāstāms vairākos secinājumos, kuru īss pār-
stāsts tiek pievienots lekcijas pilnā teksta publikācijai.

1. Sabiedrībai piemīt dabiska tieksme pēc zināšanām. Šis dzinējspēks nav raksturīgs tikai Rietumeiropas zinātnei, bet gan uzskatāms par cilvēces kopīgu īpašību.
2. Tieksmei pēc zināšanām raksturīga arī starpkultūru izziņas kāre, cenšoties izprast gan citādo, gan svešo.
3. Starpkultūru dialogā ir vēlamas tādas metodes un uzskati, kuros dažādas izziņas kultūras var atpazīt sevi. Tas ir princips — sevi saskatīt citā. Starpkultūru diskurss nav tikai sinhrons viena vēsturiskā laikmeta parādību kopums, bet tam var būt arī diahroniska daba, kas ļauj saskatīt kopīgo arī dažādos laikmetos. Starpkultūru izziņas kāre atrodas pretrunā epistēmiskajam etnocentrismam jeb etniski ierobežotai pašizziņai.
4. Vai modernās zinātnes būtība ir rietumnieciska? Viena no starpkultūru dialoga aksiomām ir šāda: tas, ko kāda kultūra prot īpaši godāt sevī, arī citas kultūras spēj respektēt. Un otrādi — pašu kultūrā noliegtās vērtības arī citu kultūras nesēju acīs nerājis atzišanu. Zinātnei nav raksturīgas robežas. Zinātnieku profesija neaprobežojas ar piederību Rietumiem vai Austrumiem. Tieši otrādi — tā ir vēl vairāk nekā globāla, jo tā ir kosmopolitiska. Neraugoties uz kultūrai piemītošo specifisko formu, zinātne kalpo universālām interesēm un tādēļ tai piemīt globalizējoša, pat kosmopolitiska daba.
5. Starpkultūru izziņas kāri var īstenot ar šādiem komponentiem: ar drosmi un kompetenci. Taču šajā ceļā ir svarīgi atbildēt uz jautājumu: vai zinātnes pasaulē kultūru atšķirībām ir argumenta svars?

UNIVERSALITY — WITH THE RIGHT FOR THE DISTINCTIVE: SCIENCE IN THE INTERCULTURAL DIALOGUE

Otfried Höffe

sekretariat.hoeffe@uni-tuebingen.de

Summary

With author's permission, the journal *LZA Vēstis* is publishing the report, in German, by Otfried Höffe, professor emeritus of Tübingen University, which he delivered opening the plenary session of 2016 General Meeting of German National Academy of Sciences LEOPOLDINA, on 23 September 2016. While observing and analysing the recently growing intensive migration of representatives of various cultures in Europe, and modelling its processes, also the General Meeting of LEOPOLDINA was organised as the reaction of the academic society to disturbing events and was dedicated to the role of science in the procedure of intercultural dialogue.

Following are the main conclusions of the report by Prof. O. Höffe:

1. The society has inherent striving for knowledge. This driving force is characteristic not only of Western European science but is deemed as a common feature of humanity.
2. Striving for knowledge is also characterised by cognition of intercultural issues, in order to comprehend the distinctive and the unfamiliar.
3. In the intercultural dialogue preferable are methods and views through which various cultures can recognise themselves. This is the principle to recognise oneself in another one. The intercultural discourse is not only a synchronous totality of phenomena from

one and the same historical period but it can be of a diachronic nature which allows to grasp the common things in various epochs. Striving for intercultural cognition is contrary to epistemic ethnocentrism or ethnically limited introspection.

4. Is modern science pan-Western in essence? One of the axioms of intercultural dialogue is the following: the things that a culture specifically respects about itself are respected also by other cultures. And vice versa — the values denied by one's own culture will not call for recognition by representatives of other cultures. No limits are characteristic of science. A scientist's profession is not restricted to belonging to the West or to the East. Quite on the contrary — it is even more than global, it is cosmopolitan. Notwithstanding the specific form characteristic of culture, science serves to universal interests, and therefore, it has a globalising, even cosmopolitan nature.
5. Striving for intercultural cognition can be realised the necessary components being courage and competence. However, while proceeding this route, it is essential to answer the following question: do the cultural distinctions have the significance of an argument in the scientific world?